

# Der Appeal des Machens

## Eine designsoziologische Betrachtung beim 25. Erscheinen von Öffnungszeiten

**Holger van den Boom**

### **Fangen wir mal mit dem Beispiel Hochschule an**

Ein Fußballclub der Bundesliga ist heute oft schon ein komplexeres Gebilde als eine Universität, einst Ort gesellschaftlicher Sublimation. Der *Markt* macht alle gleich und alles vergleichbar. Er veredelt den Fußballclub und nivelliert die Hochschule. Er liftet den Fußballclub auf das Niveau einer Aktiengesellschaft und stuft die Hochschule auf das Niveau einer Lehranstalt GmbH herunter. In der Marketing-Gesellschaft sind alle »Produkte«<sup>1</sup> vergleichbar geworden. Die Gesellschaft, der *Markt*, bewertet die »Produkte« des Fußballclubs, im Kerngeschäft Tore, höher als die »Produkte« der Hochschule, akademische Abschlüsse.

Beobachtungen dieser Art zeichnet der international viel beachtete französische Soziologe Gilles Lipovetsky auf, dessen Werke bislang nur sehr zögerlich ins Deutsche übersetzt werden.<sup>2</sup>

Der Markt, so Lipovetsky, richtet sich am *Konsumenten* aus. Der Konsument gilt als allwissend, allgegenwärtig, allmächtig. Er ist bei allen Bewertungsfragen die letzte Instanz. Der Konsument ist der narzisstische Gott der »hypermodernen« Gesellschaft, einer Gesellschaft des »Hyperkonsums«. Lipovetsky zieht es vor, statt von postmoderner von hypermoderner Gesellschaft zu sprechen.

Hochschulen stellen sich ihre Studenten als angeblich anspruchsvolle Konsumenten vor – die an Zertifikaten wie an Handelsware interessiert sind. Die Hochschulen statten das Design ihrer »Produkte«, weiland Studiengänge, dementsprechend mit marktgängigen Attraktivitäten aus, gerade so, als ob niemand diese Produkte haben wollte, würde man nicht ölig für sie werben, mit recht viel Brimborium. Und mit Zugangsvoraussetzungen. Denn der »wirtschaftliche« Erfolg besteht darin, aus einem künstlich knapp gehaltenen Gut, der Ausbildung, in irgendeinem Sinn eine maximale Rendite herauszuholen. Statt, wie in einer vernünftigen Gesellschaft, in der Ausbildung selbst die Rendite zu sehen. Eine Gesellschaft, die

Bildung wettbewerbstechnisch verknappt, hat offensichtlich vergessen, dass diese einmal von ihr als wichtigster Rohstoff für die Sicherung ihrer eigenen Zukunft betrachtet wurde. Kann man das geistige Naschwerk, fasslich zurechtdesignt, fragt Lipovetsky, das unsere heutigen öffentlichen Hochschulen eilig verbreiten, wirklich noch mit der Metapher »Rohstoff« belegen?

Wissen ist ja an sich nicht mehr attraktiv, seit es als »Information« im Internet abgelegt ist, zur gefälligen Bedienung für jedermann zu jeder Zeit. Wissen, Bildung, galt einst als Voraussetzung für überlegtes, weltkluges Handeln. Letzteres ist auf breiter Front zugunsten des bloßen *Machens* gewichen. In meiner Schrift *Das Designprinzip. Warum wir in der Ära des Designs leben* (kassel university press 2011) habe ich kürzlich zu zeigen versucht, wie das leere *Machen*, als Design getarnt, anstelle des *Handlungsvollzugs* die hypermoderne Gesellschaft charakterisiert. Angefangen bei der Politik: Da sitzen die Macher schon längst nicht mehr an den »Hebeln der Macht«, die es gar nicht mehr gibt. Sondern gerieren sich als drittklassige *Designer*, die bar jeder Metaphysik unbeholfen an von der Politik selbst ermöglichten hyperkomplexen Systemen herumbasteln, siehe exemplarisch die Finanzkrise oder inzwischen die Schuldenkrise. Über das Schicksal von Nationen wird heute an der Börse entschieden, aufgrund von Finanzprodukten. Die Finanz-»Produkte« selbst sind pures Design – ich nenne solches Design *formalistisch leer* (im Gegensatz zum *kognitiven Design*, das jeweils ein Stück Welterschließung beinhaltet; darüber in meinem genannten Buch mehr). Formalistisches Design ist – und macht – blind für Realität. Kognitives Design wendet sich nicht an blinde Konsumenten, bedient von blinden Designern, die gemeinsam irgendwann verblüfft in die Krise stürzen, eine Krise mehr, die sich plötzlich wie ein abgründiges Loch vor ihnen auftut, das sie in ihrer Blindheit gänzlich übersehen haben. Man hatte der Finanzwelt alle »Hindernisse« beiseite geräumt – zuvörderst bei Blinden macht das wohl Sinn.



NICHT-ORT, BERLINER HAUPTBAHNHOF

Sogenannte »Hindernisse« beiseite räumen: das ist zum Surrogat von Politik geworden. Der Neoliberalismus hält sein frei schwebendes Design ohne Grund und Boden für politische »Gestaltung«. Wenn die Marktmacht der Ölkonzerne die Benzinpreise willkürlich nach oben treibt, fällt einem Minister nur ein, Aldi und Lidl zu bitten, doch ebenfalls Benzin zu verkaufen. Nicht nur der Franzose Gilles Lipovetsky, auch der polnisch-englische Soziologe Zygmunt Bauman, wie jener in Deutschland kaum zur Kenntnis genommen, kommt zum gleichen Ergebnis: Die Politik räumt oben Hindernisse weg, von der Finanzpolitik bis zur Hochschulpolitik, unten erstickt der Bürger inmitten immer neuer Hindernisse, ausgeheckt von Heerscharen selbsternannter Designer, die als einzige Richtschnur bürokratische Gängelei und Marketing-Getue kennen. Die Hochschulen sind wirklich kreativ nur noch im Erfinden immer neuer bürokratischer Maßnahmen nach innen, im Geist vermeintlicher Effizienzeffekte, staunend bewundert

#### NICHT-ORT, BARCELONA FLUGHAFEN



wie der Glanz des Feuerwerks, das im nächsten Augenblick wieder erlischt.

Zygmunt Bauman erkennt darin die paradoxe Folge einer zunehmenden »Enthierarchisierung« und »Verflüssigung« der Gesellschaft. Die *Anything-goes*-Gesellschaft der Post- oder Hypermoderne führt zu einer *Verflüssigung* – Liquidierung – aller einstigen *Geltungen*, nach dem Motto »Planieren statt Sanieren« (Dieter Bohlen)<sup>3</sup>. Der Verflüssigung aller historischen gewachsenen *Geltungen* werden heute mühsam designte »Spielregeln« marketing-konform entgegengesetzt. In den »verflüssigten« öffentlichen Hochschulen führt das zu einem immer lästigeren Wust gremiengenerierter irrationaler Ad-hoc-Regulierungen mit all ihren Ausnahmeregelungen, an denen auch ihre eigenen Schöpfer ersticken. Der Beruf des Hochschullehrers nähert sich zielstrebig dem des Fahrlehrers an. Abschlussprüfungen sind heute schon, fächerübergreifend, eine Art Führerscheinprüfung für Computer. Gleichzeitig ist der Hochschullehrerberuf eine *sitzende* Tätigkeit geworden. Charakteristisch bleibt, so Lipovetsky, dass niemand mehr von denen, die in einer Hochschule tätig sind, wissen zu wollen scheint, was eine Hochschule ist (was, in der Marketingsprache, das *Concept of Corporation* ist): Die Hochschule, an sich eine alte, simple, bewährte Geschäftsidee<sup>4</sup>, ist ein geschichtsloser Ort geworden, dessen Regeln jeden Tag neu in *Sitzungen* auszuhandeln sind, unter allen Beteiligten, vom Hausmeister bis zum Präsidenten. Ein *Nicht-Ort* (Marc Augé, siehe weiter unten), schon daran zu erkennen, dass sich an diesem Nicht-Ort immer mehr Studiengänge in Online-Studiengänge verwandeln, als neuentdeckter Kanal der »Produkt«-Distribution. Ich habe von Kollegen die passende Wendung gehört: »Professoren *sitzen*, Studenten *surfen*.«

Die Deutschen haben hierbei, gegenüber Engländern, Franzosen, Spaniern etc. einen in Europa spöttisch belächelten Vorsprung. Sie haben nämlich die radikal durch-»demokratisierte« Hochschule, entworfen mit deutscher Gründlichkeit in der Nachachtundsechziger-Epoche des vorigen Jahrhunderts, zur vollen Blüte gebracht, so scheint es, im 21. Jahrhundert (und innerhalb Deutschlands vom konservativeren Süden nach dem [fahr]lässigeren Norden hin ansteigend). In deutschen Hochschulen des öffentlichen Dienstes, besonders in den nördlicheren Bundesländern, ist der Korrosionsprozess, der aus Professoren Verwaltungsangestellte macht, die innerhalb der Hochschule in kräftezehrender Konkurrenz mit allen anderen Verwaltungsangestellten leben, weit gediehen. Die Universität Hamburg hat den historischen Ruhm für sich geerntet, die erste deutsche Universität gewesen zu sein, die einen ihrer eigenen wissenschaftlichen Mitarbeiter an die Spitze zum Präsidenten wählte – es geht nicht um die Person, es geht hier um eine institutionelle Haltung: Ein amerikanischer Kollege, dem ich das damals zu erklären versuchte, tippte sich ganz deutsch mit dem Zeigefinger an die Stirn. Kollegen von der Hamburger

Uni hingegen, die ich nach dem Sinn der Maßnahme fragte, antworteten mir: »Warum nicht?« Das *Warum nicht* vertritt in Gegenfrageform das *Anything goes*, das P. K. Feyerabend mal für die Physik erfunden hatte.

Seitdem liefern unsere Hochschulen eifrig Stoff für veritable Kabarettnummern – zum hämischen Gelächter Europas. An der niedersächsischen Hochschule, an der ich tätig war, wurden durch Gremienmehrheit vermeintliche Marketingprofis zu Präsidenten gewählt, die es, was akademische Affinität betrifft, bis zum Magister Artium gebracht hatten. Interne Verwaltungsangestellte erhielten akademische Lehraufträge, einer ihrer Verwaltungsangestellten der mittleren Ebene wurde nach und nach schließlich zum Kanzler befördert; eine Studentin, gerade eben mal mit dem ersten Staatsexamen fertig, wurde Frauenbeauftragte und im nächsten Karriereschritt Vizepräsidentin – für Forschung; Professoren, die selber nicht promoviert, aber doch hinreichend *geltungssüchtig* waren, scharten auf einmal Doktoranden um sich. Einer von ihnen behauptete öffentlich und unwidersprochen, durch seine Berufung zum Professor sei er ja sogar habilitiert. *Geltung* ist abgeschafft, doch *Geltungssucht* bleibt uns erhalten. Ein anderer selbsternannter Doktorvater setzte durch, dass sein Abschluss »Dipl.-Designer (FH)« ohne das »FH« im Vorlesungsverzeichnis erschien. *Anything goes; alle Geltung verflüssigt sich*. Unter den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein. Alles geht; nur ausgerechnet nicht das, was selbstverständlich war; Planieren statt Sanieren. Warum nicht?

»Warum nicht?« – Weil, wie Bauman hervorhebt, Gesellschaften, die *Geltungen* durch Beliebigkeiten ersetzen, über kurz oder lang an der *Realitätsfrage* scheitern werden, die letztlich entscheidend ist fürs Überleben in der globalen Gesellschaft. Traumtänzerie kann nicht ewig gut gehen. Das Realitätsprinzip zu negieren ist nach Sigmund Freud bekanntlich eine Regression in die Infantilität. Andernorts wird nämlich die Latte entschieden höher gelegt – man sollte sich ruhig mal ein wenig in der Welt umschaun (im Marketingjargon: ein *Benchmarking* machen). Übrigens spreche ich nicht nur von *Produktqualität*, sondern von *Lebensqualität*, die demnächst nun auch in Deutschland regierungsamtlich in die mathematischen Modelle eingehen soll, nach denen berechnet wird, wie gut es dem Land geht. Da könnte es dann für viele endlich ein erstauntes Erwachen geben; die Stimmung ist ja gut, wesentlich besser als die Lage.

Die am Bologna-Prozess beteiligten Länder haben Deutschland inzwischen auf dem Kieker. Sie beobachten die weitmaschigen deutschen Spielregeln, insbesondere die Promotions- und Berufungsausancen, mit wachsendem Misstrauen. In meiner Zeit als Auslandsbeauftragter meiner Hochschule hatte ich in europäischen Gremien öfters Gelegenheit, diese Kritik wahrzunehmen. Eine italienische Vertreterin sagte einmal kopschüttelnd

zu mir gewandt unter dem Beifall anderer Ländervertreter, »ihr Deutschen seid drauf und dran, euren Kredit seit Humboldts Zeiten zu verspielen. Wir wollten von euch lernen, ihr müsstet nun allmählich von uns lernen, wenn ein europäisches Bildungssystem mit Freizügigkeit für Studenten und Professoren Sinn haben soll ... Schafft zum Beispiel den Unsinn der »promotionsadäquaten Leistungen« ab, sowas gibt's nicht«. Offiziell sucht man einen Hochspringer; aus irgendeinem Grund gefällt einem aber der Weitspringer; man erklärt den Weitsprung zur »hochsprungsadäquaten Leistung«. Voilà! Dass wir es sind, die inzwischen zu lernen hätten, dürfte sich noch nicht weit genug herumgesprachen haben.

Nirgendwo in Europa gibt es so viele juristische Klagen wegen Formfehlern bei Berufungen wie in Deutschland. Laxheit triumphiert. Aus persönlicher Erfahrung und Gesprächen mit Kollegen deutschlandweit weiß ich, dass Bewerbungsunterlagen für Professuren auch von Vertretern des nichtwissenschaftlichen Personals in den Berufungskommissionen (gibt's nur in Deutschland) »kompetent« durchgesehen und der Kommission zur Ablehnung oder Weiterdiskussion empfohlen werden. Bekanntlich sind viele Großunternehmen inzwischen dazu übergegangen, Bewerbungsunterlagen – mittlerweile zu oft getürkt oder dreist geschönt (siehe die hoffentlich lehrreichen Aufstiege und Fälle deutscher Politiker) –, durch bestellte Fachagenturen auf ihren Wahrheitsgehalt hin prüfen und bewerten zu lassen. Da sind die Hochschulen entschieden sorgloser. Hier kann jeder alles beurteilen, zumal ohne demokratische Legitimation, kraft purer Zugehörigkeit zu einer Interessengruppe. Was zählt, ist »Engagement« bei Angelegenheiten, für die keinerlei legitimes Interesse erkennbar ist.

Ein früherer Kommilitone, zwischenzeitlich Mathematikprofessor in Palo Alto (USA), sagte mir, in den USA werde aus Wettbewerbsgründen folgende Erfahrungsregel beachtet: Zweitklassige Leute holen sich drittklassige dazu; nur erstklassige Leute haben den Schneid und das Urteilsvermögen, sich weitere erstklassige Leute an die Seite zu wünschen. Darum gibt es in den USA, einem unstreitig demokratischen Land, keine »demokratisch«, d. h. nach Gruppeninteressen besetzte Berufungskommissionen. Am Aushang eines deutschen Mathematikinstituts war kürzlich zu lesen: »Ab sofort gelten Beweise durch Mehrheitsbeschluss. Angenommen mit 5 Mitarbeiter- und Studentenstimmen, gegen 3 Professorenstimmen.«

Das war ein Witz.

Der spanische Soziologe Cayo Sastre, auch er unübersetzt, hat ein famoses Buch geschrieben unter dem Titel »McWelt« (*McMundo*, 2010). Er erklärt, McDonald's funktioniere inzwischen hervorragend als soziologische Metapher für eine globale Gesellschaft des Konsums. Die *McDonaldization of education*

(so der amerikanische Soziologe George Ritzer) bezieht sich vor allem auf die völlige Anonymisierung des weitergereichten Häppchen-Wissens an den Hochschulen. Professoren können mit Wikipedia nicht mehr mithalten. Die Ausbeutung 1:1 des Internets für Lehrstoff aller Art ist zum Normalfall geworden. Es gab eine Zeit, da kochte der Chef noch selbst, will sagen, was der Professor lehrte, war, wenn nicht auf seinem Mist gewachsen, doch durch die höchstpersönliche Zensur seines Urteilsvermögens gegangen, eines Urteilsvermögens, das er oder sie in langjährigen Studien und Forschungen erworben hatte. Die heutige inflationäre »Forschung«, da sind sich Lipovetsky, Bauman, Sastre und Ritzer vollkommen einig, bestehe zum größten Teil darin, das Geld Dritter auszugeben, um weitgehend ergebnislos Mitarbeiter bei einer Art Design zu beschäftigen – also nur den Apparat aufzublasen. Wenn Professoren aufgrund solcherlei Forschung ihre Lehre vernachlässigen, wird natürlich alsbald der Ruf nach mehr Hochschuldidaktik laut, gute Lehre müsse stärker belohnt werden. Doch weil die *persönliche* Forschung nicht mehr funktioniere, könne auch die *persönliche* Lehre nicht funktionieren, so unisono die genannten Soziologen.

Haben Sie noch einen Moment Zeit? Ich würde Ihnen gern beschreiben, wie Berufungen in meiner Wahlheimat Spanien vonstatten gehen, in einem Land, das ja wie andere hierzulande notorisch fehleingeschätzt wird. Stellen für Hochschullehrer werden nicht in der Presse ausgeschrieben – das wäre für Interessenten viel zu unübersichtlich –, sondern ausschließlich im BOE, dem Staatsbulletin. Die Texte sind ohne jedes poetische Dekor (á la »Wir sind eine modern gemanagte Hochschule, in der Wirtschaft der Region verankert, mit weitreichenden Reformzielen in der Lehre und gut aufgestellt in der Drittmittel-Forschung ...«). Wer sich bewirbt, muss a) eine durchaus nennenswerte *Gebühr* bezahlen; b) von vornherein *beglaubigte Abschriften* aller relevanten Dokumente beilegen (andernfalls nimmt man nicht teil; übrigens gibt es keinen spanischen Hochschullehrer, der nicht promoviert wäre, das ist gesetzlich *definitiv* ausgeschlossen, sogar für Professoren der Malerei<sup>5</sup>; spricht man spanischen Kollegen gegenüber von »Juniorprofessoren« oder gar »Lehrkräften für besondere Aufgaben«, lachen die schon über den puren Wortlaut); c) einen schriftlichen *projecto docente* anfertigen (nicht unter dreißig bis vierzig Seiten, anständig gebunden) darüber, was und wie man lehren möchte; d) falls man von dem *tribunal* (!) eingeladen wird, das ausschließlich aus Professoren besteht, darunter mindestens drei vom Ministerium bestellte aus anderen Hochschulen: dann dauert die *presentación* zwei Tage. Jeder Kandidat hält zwei Vorträge, die Befragungen dauern Stunden und Stunden ... Und ähneln den gut besuchten, öffentlichen Verteidigungen von Doktorarbeiten.

Das Ganze ist eine strukturell sehr einfache, aber auch ziemlich förmliche, hochoffizielle Angelegenheit, man mag sie sogar pedantisch oder schwerfällig nennen. Wer die Stelle erhält,


wird danach im BOE veröffentlicht, und auch jeder andere, der an der *oposición* teilgenommen hat, wird im BOE veröffentlicht. Und auch jeder, der aus formalen Gründen davon ausgeschlossen wurde! Ziemlich transparent, oder? *Spanier überlegen sehr gründlich, ob und wo sie sich bewerben.* Dieses Verfahren, das auch Hochschulen dazu zwingt, sich die Sache gut zu überlegen, wenn sie sich nicht blamieren wollen, macht manchmal Spitzenleute etwas ungeduldig (besonders, wenn sie aus den USA in die Heimat zurück möchten – wegen der Lebensqualität). Aber es garantiert, dass auf jeder Stelle mindestens gutes Mittelmaß sitzt, Flops sind äußerst unwahrscheinlich. Die Art von bunten Unterschieden, die mittlerweile hierzulande zwischen Lehrpersonen eines Fachbereichs vorkommen kann, ist in Spanien undenkbar. Solche Homogenität erleichtert Gespräche und Entscheidungen. Und vermeidet jede Menge Reibungsverluste, die zumeist auf das Konto gewisser Eitelkeiten und Wichtigtuereien gehen. Keiner muss sich abstrampeln, sein »FH« weglassen zu dürfen.

Das System hat auch gewaltige Schattenseiten, ich erwähne nur die auffälligste: Wenn die Muttersprache jemandes, der aus Barcelona kommt, spanisch ist und nicht katalanisch, hat er in Barcelona keine Chance; aber auch nicht in Madrid, denn Katalanen möchte man dort nicht. Das ist der Sinn der *autonomías* und gilt als politisch korrekt.

#### Erweitern wir den Horizont

Die Gesellschaft des Hyperkonsums, der Enthierarchisierung und Verflüssigung ist aus der *einsamen Masse* hervorgegangen, die der amerikanische Soziologe David Riesman bereits 1950 beschrieb (*The Lonely Crowd*). Sie birgt für den Einzelnen ein Orientierungsproblem. Das vorindustrielle Individuum orientierte sich an den Werten seiner Umgebung. In der anonymen Massengesellschaft gibt es diese Umgebungen nicht mehr. Der Einzelne orientiert sich jetzt an dem, was *populär* ist, was im *trend* liegt, was *opportun* ist.

Das ist gerade im Einzelfall problematisch; in Zeiten, da dem Einzelnen wieder die alleinige Verantwortung für sein Wohlergehen aufgebürdet ist – der amerikanische Weg zum Glück –, kann das, was populär ist, mächtig in die Irre führen. Populär ist der Konsum, der Spaß, die Unterhaltung. *Aktivität* (*vita activa* im Unterschied zur *vita contemplativa*) meint unter solchen Umständen nicht verantwortliche Lebensgestaltung, sondern möglichst viel Sachkonsum, Spaßkonsum, Unterhaltungskonsum. Die Fähigkeit, mit einem Einkommen in der Höhe von Hartz IV über den Monat auszureichen, nach amtlicher Modellrechnung möglich, hängt, wiederum nach amtlicher Rechnung, in direkter Proportion sowohl vom Bildungsgrad wie vom Intelligenzquotienten ab. Das müssten also arbeitslose Professoren am besten hinkriegen (wenn man von dem im vorigen Abschnitt Gesagten mal absieht). Armut,

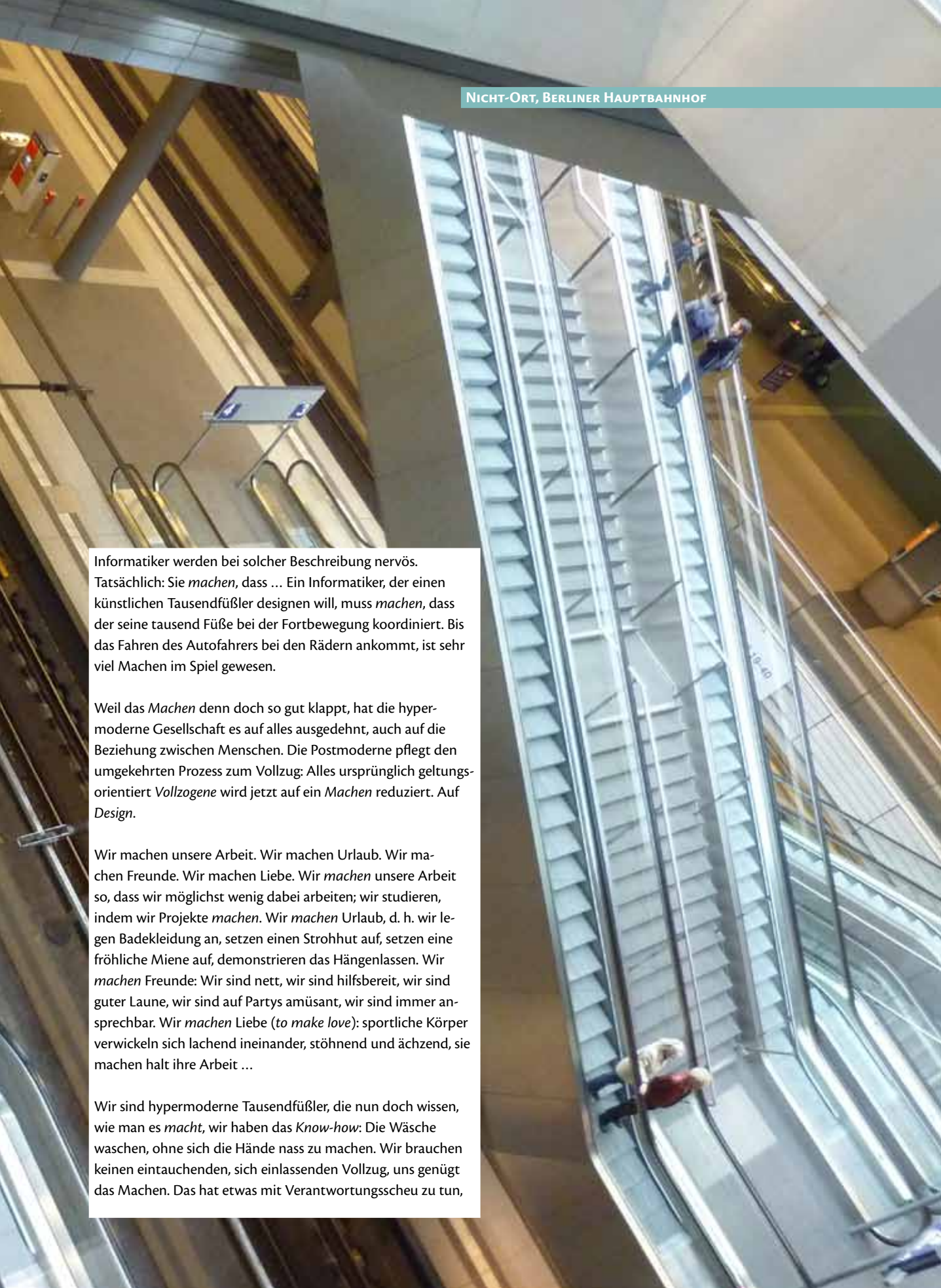


sobald die Umgebung auch arm ist, bleibt schmerzhaft unerfreulich, beschädigt aber in der Regel nicht die Möglichkeit der Daseinsgestaltung und der Teilnahme an der Kultur. Armut in der Gesellschaft des Hyperkonsums (Lipovetsky) hingegen *beschädigt* den Bildungsgrad und den Intelligenzquotienten. Armut in der Konsumgesellschaft macht unfähig, in ihr zu überleben. Die einzige Chance gegen diese sich immer weiter auftuende Schere ist nach einhelliger Meinung der Soziologen *Bildung, Bildung, Bildung*.

***Nicht Machen, Machen, Machen. Nicht leeres Design.***

Was meint *Machen*? Betrachten wir die bekannte Weisheit: »Wenn man einen Tausendfüßler fragt, wie er das *macht*, seine tausend Füße bei der Fortbewegung zu koordinieren, kann er es nicht mehr.« Es kommt nämlich, so die Einsicht dahinter, nicht auf ein *Machen* an, sondern auf einen *Vollzug*. Der Tausendfüßler muss direkt losmarschieren, nicht *machen*, dass seine Beine sich im Rhythmus bewegen. Das kann er nicht, das kostet ihn zu große Mühe. Machen ist ein Modus der Indirektheit. Dem Tausendfüßler nützt keine noch so ausgefeilte Information darüber, wie seine Beine funktionieren, um zu gehen. Der »gebildete«, innengeleitete (Riesman) Tausendfüßler *geht los*, nicht in Traumtänzerie, vielmehr in traumwandlerischer Sicherheit.

Der eingeübte Autofahrer *fährt*, er *macht* nicht, dass sich die Räder seines Autos drehen. Der eingeübte Klavierspieler *musiziert*, er *macht* nicht, dass der von der Taste ausgelöste Hammer die Saite schlägt.



Informatiker werden bei solcher Beschreibung nervös. Tatsächlich: Sie *machen*, dass ... Ein Informatiker, der einen künstlichen Tausendfüßler designen will, muss *machen*, dass der seine tausend Füße bei der Fortbewegung koordiniert. Bis das Fahren des Autofahrers bei den Rädern ankommt, ist sehr viel Machen im Spiel gewesen.

Weil das *Machen* denn doch so gut klappt, hat die hypermoderne Gesellschaft es auf alles ausgedehnt, auch auf die Beziehung zwischen Menschen. Die Postmoderne pflegt den umgekehrten Prozess zum Vollzug: Alles ursprünglich geltungsorientiert *Vollzogene* wird jetzt auf ein *Machen* reduziert. Auf *Design*.

Wir machen unsere Arbeit. Wir machen Urlaub. Wir machen Freunde. Wir machen Liebe. Wir *machen* unsere Arbeit so, dass wir möglichst wenig dabei arbeiten; wir studieren, indem wir Projekte *machen*. Wir *machen* Urlaub, d. h. wir legen Badekleidung an, setzen einen Strohhut auf, setzen eine fröhliche Miene auf, demonstrieren das Hängenlassen. Wir *machen* Freunde: Wir sind nett, wir sind hilfsbereit, wir sind guter Laune, wir sind auf Partys amüsant, wir sind immer ansprechbar. Wir *machen* Liebe (*to make love*): sportliche Körper verwickeln sich lachend ineinander, stöhnend und ächzend, sie machen halt ihre Arbeit ...

Wir sind hypermoderne Tausendfüßler, die nun doch wissen, wie man es *macht*, wir haben das *Know-how*: Die Wäsche waschen, ohne sich die Hände nass zu machen. Wir brauchen keinen eintauchenden, sich einlassenden Vollzug, uns genügt das *Machen*. Das hat etwas mit Verantwortungsscheu zu tun,



verbunden mit Allmachtsfantasien (Lipovetsky). Wir nehmen uns schnell aus der Schusslinie. Wir machen etwas, warten aber nicht gern das *Feedback* ab. Wir machen uns unangreifbar, indem wir immer nur *machen*, nicht *handeln*, nicht geradestehen für etwas. Man darf niemals da stehen bleiben, wo man gerade durch Machen Wirkung entfaltet. Da könnten faule Eier zurückkommen. Man muss sich unsichtbar machen, anonym werden, eine Tarnkappe tragen. Alles »hintenherum« machen, nicht *face-to-face*. Gern durch fabrizierte Mehrheiten.

Mit einem Wort: Statt uns mit Menschen auseinanderzusetzen, machen wir *Sozialtechnologie*. Die Postmoderne, die alle Geltung verflüssigt, alle Strukturen enthierarchisiert, wird zum Zeitalter der Sozialtechnologie (Lipovetsky, Bauman). Nicht *handeln*, sondern *steuern* heißt ihre Devise. Handeln geschieht im Rahmen von Geltungen; wenn es keine Geltungen mehr gibt, bleibt nur das Steuern (Manövrieren) übrig. Der französische Anthropologe Marc Augé vergleicht diese gesellschaftliche Situation mit einem Flughafen. Er nennt einen Flughafen (oder die verflüssigte, geschichtsvergessliche Hochschule) einen anonymen *Nicht-Ort* (*Non-Lieux*, 1992): Alle Leute bewegen sich in Strömen, wie gesteuert; sie gehen einander nichts an, sie gehen aneinander vorbei; alles läuft emsig anonym ab; rechts und links gibt es Geschäfte, Möglichkeiten des Konsums, *Fast Food*; und ab und zu gibt es Durchsagen von oben; die Gesichter bleiben ernst. Alle reden mit ihren Handys oder surfen im Internet. Trotz der Allgegenwart heiter erscheinenden Designs und *Stylings*, vollmundiger Werbung, aufmunternder Angebote, hängt etwas wie angespannte Traurigkeit in der Luft – ein *Nicht-Ort*. Er hat *keine* Geschichte und *keine* Umgebung. Man kann dort in Wirklichkeit *nicht* mit Menschen plaudern, *nicht* speisen, *nicht* leben. Ein *transitorischer* Ort, ein Ort, an dem man *nicht* verweilen kann noch möchte. Die Hochschule, die ganze Gesellschaft als *Nicht-Ort*: »Die Gesellschaft der Opulenz rüstet sich mit privatem Reichtum aus bei öffentlicher Armutsmisere, und die Leute kaufen Mobiltelefone, obgleich sie einander nichts zu sagen haben.« (Cayo Sastre, in meiner Übersetzung). Die Leute sind nie da, wo du mit ihnen *sprechen* möchtest: nicht der Hausmeister, nicht deine Studenten, nicht deine Kollegen. Und schon gar nicht die Verwaltung. (In Braunschweig wurde ich Zeuge, wie eine Verwaltungsangestellte einen Professor, der Post bei der Poststelle abgeben wollte, darüber belehrte, dass die Post nach Inland und Ausland zu trennen sei. Einfach so. Erst verblüfft, dann gehorsam fing er an zu trennen, sie stand dabei und sah zu.)

Machen statt Kontemplation, das ist das hypermodernisierte Leben – mit allseits ansteigenden Depressions- und Burnout-Raten (Lipovetsky). Was man heute Kommunikation nennt, ist in Wahrheit die Vermeidung von Kommunikation. Man will gerade nichts vom Anderen zurück haben; nicht wirklich antworten, nichts verantworten. Nur machen, dass ...

*Facebook*, ein *Nicht-Ort*, reicht fürs Soziale aus. Man will sein Verhalten gegenüber *Apparaten* auch auf Menschen ausdehnen. *Sozialtechnologie* machen.

### Was ist Sozialtechnologie?

Das Wort »Sozialtechnologie« wurde vor vierzig Jahren von dem Soziologen Jürgen Habermas kritisch gegen den Soziologen Niklas Luhmann gewendet, zur Charakterisierung von dessen Systemtheorie der Gesellschaft. Die Systemtheorie bejahe Sozialtechnologie oder nehme sie billigend in Kauf.<sup>6</sup>

Weit genauer als vor vierzig Jahren können wir heute aufzeigen, wo und wie Sozialtechnologie entsteht<sup>7</sup>. Nämlich überall da, wo Technologien und Menschen in einen wechselseitig *verflüssigten* Zustand eintreten. Das ist da der Fall, wo Mensch und Technik durch *Design* miteinander lose verklebt werden, durch zu erlernendes Verhalten. Durch ein *formalistisch leeres Design*. Das ist ein Design, das sich von der *Realität* abgekoppelt hat. Das kein Handeln erlaubt, das nur zu anpasserischen Reaktionen zwingt, die zum Paradigma sozialen Verhaltens überhaupt werden.

*Anything goes* bedeutete ursprünglich: Realität ist ein gesellschaftliches Konstrukt, dann: *bloß* ein gesellschaftliches Konstrukt. Wenn einer sagt, dasunddas sei Realität, antwortet man in der Postmoderne: »Das sagst *du*.« Immer. Auch beim Klimagipfel. Darum bedeutet das *Anything goes* inzwischen: Es gibt keine universellen, nur lokale Geltungen (Jean-François Lyotard, Philosoph der Postmoderne), nur Meinungen, nur Präferenzen, nur Interessen. Und wenn es nur Meinungen gibt, kann man alles *machen*, *beliebige Sozialtechnologien erfinden*. Pseudorealitäten. Was sich ihnen entgegenstellen könnte, sind ja wieder *bloß* Meinungen. Wenn eine Meinung in die Minderheit gerät, rettet sie kein Verfassungsgrundsatz mehr. Die Hypermoderne kann eben auch keine *Grundsätze*, keine *Prinzipien* mehr vor der Verflüssigung bewahren (Lipovetsky). Mit Ausnahme des Designprinzips.

Appelle, die an gemeinsam geteilte Wirklichkeiten anknüpfen, an von allen gesehene Tatsachen, sind, falls von der Minderheit vorgetragen, wirkungslos: Sie sind nicht *populär*. Frühere Zeiten nannten dies Opportunismus. Solcher verwandelt sich heute in *Design*, verwandelt sich in die Beflissenheit, zu *machen*, dass die Dinge irgendwie weiterlaufen. Wie ein programmierter Tausendfüßler.

## Anmerkungen

1. Die jetzt überall in Mode gekommene Rede von »Produkten« geht auf die berühmten »vier P's« des Marketings zurück (*Product, Price, Place, Promotion*) | 2. Ich beziehe mich hier insbesondere auf das Werk von Gilles Lipovetsky und Jean Serroy, *La Culture-monde* (2008) | 3. Für Freunde platt gemachter Landschaften könnte die mathematische Gesellschaftssatire von E. A. Abbott, *Flatland* (1884), noch heute eine heilsame Lektüre sein | 4. Eine Hochschule vermittelt nach Wilhelm von Humboldt (1767 – 1835), Begründer der Berliner Universität (1812), die Teilnahme am universellen Geltungsvorrat einer Nation | 5. Als ich einen Austausch mit einer spanischen Universität in Gang bringen wollte, mokierte sich die spanische Seite darüber, dass kein einziger Professor für bildende Kunst in Braunschweig promoviert war. »Bei euch lehren Kunstwissenschaftler Malerei, bei uns lehrt Picasso«, gab ich zu bedenken, und erhielt die entwaffnende Antwort: »Was hat denn Picasso an einer Hochschule verloren? Der verdient sein Geld woanders.« Spanier erklären das so: Die Promotion ist wie der Führerschein fürs Auto. Mag sein, dass auch einige Leute ohne Führerschein Auto fahren könnten. Für das Verkehrswesen wäre es sicherlich kein Gewinn, wenn man sie ließe. Warum soll, was gut fürs Verkehrswesen ist, nicht auch gut sein fürs Bildungswesen? Glaubt man wirklich, dass dem Verkehrswesen durch die Führerscheinpflicht Fahrtalente entgehen? Und finden wir es toll, wenn ein Minister, der für seinen Posten keinen Führerschein braucht, aber einen von ihm selbst gefälschten in der Tasche hat, behauptet, der wäre echt? Je mehr man den Doktorgrad entwertet, umso begehrter scheint er zu sein. Welch ein Paradox! | 6. Siehe Jürgen Habermas und Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, 1971 | 7. Es sei gestattet, noch einmal auf mein Buch *Das Designprinzip* zu verweisen.

## Literatur

**Augé, Marc**, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, S. Fischer, Frankfurt/M. 1994 | **Bauman, Zygmunt**, *Leben als Konsum*, Hamburger Edition, Hamburg 2009 | **Boom, Holger van den**, *Das Designprinzip. Warum wir in der Ära des Designs leben*, Kassel university press, Kassel 2011 | **Habermas, Jürgen** und **Niklas Luhmann**, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1971 | **Lipovetsky, Gilles** und **Jean Serroy**, *La Culture-monde: Réponse à une société désorientée*, Odile Jacob, Paris 2008 | **Riesman, David**, *Die einsame Masse*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1982 | **Sastre, Cayo**, *McMundo. Un viaje por la sociedad de consumo*, Los libros del lince, Barcelona 2010

## NICHT-ORT, ZUG IN BARCELONA



## NICHT-ORT, BARCELONA FLUGHAFEN